

Unkonventionelle Kriegführung, Partisanen und die Rolle kriegerischer Minderheiten

Wilfried von Bredow

Abstract Deutsch

Der Begriff der unkonventionellen Kriegführung umfasst die Operationen von Partisanen und Guerilleros und von bestimmten randständigen militärischen Spezialeinheiten regulärer Streitkräfte. Bei der Beurteilung solcher Operationen mischen sich politische, kriegsrechtliche und militärische Aspekte. In diesem Beitrag geht es erstens um die Besonderheiten der Partisanenkriegführung (Guerilla), wie sie sich vermehrt seit dem 18. Jahrhundert herausgebildet hat. Gegenwärtige Probleme der Guerilla, von Aufständen und Aufstandsbekämpfung werden im zweiten Teil behandelt. Drittens wird auf die Rolle von ethnisch oder religiös definierten Minderheiten eingegangen, denen eine besondere Affinität zu Kampf und Krieg nachgesagt wird. Abschließend wird die Frage nach den Aussichten unkonventioneller Kriegführung jenseits staatlicher und völkerrechtlicher Ordnungsregeln aufgegriffen.

Abstract English

The term unconventional warfare characterizes both guerrilla warfare and the operations of special units within or at the margins of regular armed forces. The study of unconventional warfare combines political, military, and martial law aspects. This article describes the peculiarities of guerrilla warfare as it has spread over Europe and other continents since the 18th century. A second part deals with current developments of unconventional warfare, insurgencies, and counterinsurgency. Thirdly, the role of ethnic or religious minorities with an alleged affinity to violent fight and war is discussed. Finally, we raise the question of future prospects for unconventional warfare beyond national and international rules and restrictions.

Einleitung

Im zivilen Sprachgebrauch ist ein Partisan Parteigänger einer Organisation oder bestimmter Interessen, womöglich ein besonders eifriger und entschlossener – ein Aktivist. In der militärischen Fachsprache hingegen wird mit diesem Begriff ein bewaffneter Kämpfer bezeichnet, der ihm existentiell wichtige politische Ziele (Freiheit, Unabhängigkeit, nationale Selbstbestimmung) unter Einsatz von Gewalt mit unkonventionellen Kampfmethoden und -taktiken gegen einen überlegenen Gegner durchsetzen will. Zur psychologischen Grundausstattung von Partisanen gehört die felsenfeste Überzeugung von der Richtigkeit und Notwendigkeit „ihrer Sache“. Hinzu treten oft eine militante Unbarmherzigkeit und nicht selten ein Hang zu Fanatismus.¹

1 Carl Schmitt, Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen, Berlin: Duncker & Humblot 1963; Herfried Münkler (Hrsg.), Der Partisan. Theorie,

Diese Begriffsfassung hat sich im 19. und 20. Jahrhundert verdichtet, in den gewalttätigen Auseinandersetzungen um die Etablierung oder Umbildung von Nationalstaaten, meist gegen verhasste Führungseliten oder gegen imperiale und koloniale Fremdherrschaft. Oder, in der Gegenperspektive, um die Sicherung und Festigung solcher Herrschaft gegen rebellierende Minderheiten. Nicht nur für die Partisanen oder Guerilleros selbst, auch für ihre Sympathisanten und Unterstützer besaßen die von ihnen verfochtenen politischen Ziele eine romantische Aura quasianatürlicher Legitimität. Im Falle siegreich beendeter Kämpfe brachte dies den Partisanen viele Ehrungen ein und ihre Anführer (wie etwa *Mao Tse-tung* in China, *Tito* in Jugoslawien, *Fidel Castro* in Kuba, aber auch *Begin* in Israel, um nur sie zu nennen) in höchste staatliche Ämter.

Daneben gibt es noch eine andere, historisch erheblich ältere Tradition, die auf rein militär-professionelle Aspekte unkonventioneller Kriegsführung konzentriert ist. Schon in weit zurückliegenden Zeiten und in ganz unterschiedlichen Kulturen trifft man auf Überlegungen darüber, mit welchen militärischen Taktiken das Übergewicht gegnerischer Streitkräfte, also deren größere Zahl und bessere Ausrüstung, neutralisiert werden können.

Der positiven Selbstwahrnehmung der Partisanen und ihrer Unterstützer steht die Wahrnehmung ihrer Gegner diametral entgegen. Ihnen gelten Partisanen als Rebellen und Aufständische, die sowohl politisch als auch mit Waffengewalt bekämpft werden. Die politischen Mittel variieren je nach dem historischen Kontext. Generell gilt, dass Rebellionen gewöhnlich die Folge von schlechter Politik und Misswirtschaft sind.² In den militärischen Überlegungen zur Aufstandsbekämpfung (*counterinsurgency*) wird versucht, die Taktiken der Partisanen für die eigenen Ziele zu kopieren und zumindest Teile davon zu übernehmen. Dafür geeignet sind insbesondere Spezialtruppen, die, obgleich Teil regulärer staatlicher Streitkräfte, weitgehend unabhängig von diesen kämpfen und so Erfolge der Partisanen möglichst verhindern oder rückgängig machen sollen. Solche Spezialtruppen (*Kommandos*) werden nicht nur gegen Aufständische und Partisanen eingesetzt, sondern auch mit besonderen Missionen gegen reguläre Streitkräfte und wichtige logistische Ziele im Hinterland eines Kriegsgegners. Die Kriegsführung von Partisanen und der sie bekämpfenden Spezialtruppen werden in der Literatur begrifflich als *unkonventionelle Kriegsführung*³ gefasst, häufig ein wichtiges Element in einem *asymmetrischen Krieg*⁴.

Strategie, Gestalt, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1990. Interessant und lesenswert auch die Studie von *Rolf Schroers*, Der Partisan. Ein Beitrag zur politischen Anthropologie, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1961.

2 Brian Crozier, Die Rebellen. Anatomie des Aufstands, München: Paul List Verlag 1961, 287.

3 David Kilcullen, The Evolution of Unconventional Warfare, Scandinavian Journal of Military Studies 2 (2019), 61–71.

4 Beatrice Heuser, Rebellen-Partisanen-Guerilleros. Asymmetrische Kriege von der Antike bis heute, Paderborn: F. Schöningh 2013; Felix Wassermann, Asymmetrische Kriege. Eine politiktheoretische Untersuchung zur Kriegsführung im 21. Jahrhundert, Frankfurt/M.: Campus 2015; Rod Thornton, Asymmetric Warfare. Threat and Response in the 21. Century, London: Polity 2007.

Wir haben es hier mit einem Thema zu tun, bei dem sich politische, staats- und kriegsrechtliche mit militärischen Aspekten überschneiden, zuweilen auf sehr unübersichtliche Weise. Dieser Beitrag verfolgt vor allem drei Ziele. *Erstens* sollen, unter lockerer Bezugnahme auf *Carl Schmitts* wichtiger Theorie des Partisanen, die Besonderheiten der unkonventionellen Kriegsführung nachgezeichnet werden.⁵ *Zweitens* wird nach ihrer Bedeutung in der Gegenwart gefragt. Und *drittens*, scheinbar mit anderer Blickrichtung, geht es um die Rolle von ethnischen und manchmal auch anders, zum Beispiel religiös definierten Minderheiten, denen (zu Recht oder zu Unrecht) eine besonders kriegerische Mentalität unterstellt wird, in asymmetrischen Konflikten und unkonventioneller Kriegsführung. Diese Fragestellung liegt in der Tat quer zu den beiden anderen und kann hier eher nur explorativ behandelt werden. Für die Erhellung des Phänomens der Guerilla und der unkonventionellen Kriegsführung ist sie aber, was auch viele Experten ein Stück weit überraschen dürfte, durchaus nicht ohne Belang.

1. Kriegsformen

1.1. Krieg und Kriegsführung

Wer den Terminus Krieg verwendet, sollte eine kleine, aber womöglich folgenreiche Unklarheit vermeiden. Im vollen Wortsinne umfasst Krieg nämlich ein (nicht ausschließlich, aber weit überwiegend) von physischer Gewalt charakterisiertes Konfliktgeschehen, bei dem mindestens zwei kollektive Akteure als Gegner einander gegenüberstehen. Krieg besteht immer aus Handlung(en) und Gegenhandlung(en), die sich in eine eigene Dynamik hineinsteigern und dadurch den vor und zu Beginn des Krieges festgelegten strategischen Zielen und operativen Vorgehensweisen entgleiten können. Diesen Sachverhalt hat *Clausewitz* in „Vom Kriege“ mehrfach angesprochen, etwa wenn es dort heißt, der Krieg habe zwar keine „eigene Logik“, jedoch seine „eigene Grammatik“, oder wenn er die Kriegsführenden auf beiden Seiten darauf hinweist, dass sich der geplante Krieg vom wirklichen Krieg drastisch unterscheiden kann. Denn unvermeidlich treten im Kriegsgeschehen alle möglichen unvorhersehbaren „Friktionen“ auf.⁶

Häufig wird der Begriff Krieg aber auch schon verwendet, wenn es um die Kriegsvorbereitung und Strategie eines einzelnen Akteurs geht. Eine Kriegserklärung oder eine militärische Aggression sind einseitige Handlungen – zum Krieg kommt es erst dann, wenn deren Adressat darauf mit eigenen Kriegsaktionen reagiert. Auch die Kennzeichnung bestimmter gewaltsamer Konflikte aus der Perspektive nur eines Akteurs gehört zu dieser Art Begriffsverwendung. Der ameri-

5 Vgl. die ausführlichere Auseinandersetzung mit *Schmitts* „Theorie des Partisanen“ bei *Wilfried von Bredow*, Melancholische Romantik und Organisierte Kriminalität, in: Roberto Bueno (Hrsg.), *Carl Schmitt*, São Paulo: Editora Max Limonad 2021, 799–840.

6 *Carl von Clausewitz*, *Vom Kriege*, hrsg. von Werner Hahlweg, Bonn: Dümmler 1973, 18. Aufl., 261–263 und 990f.

kanische *war on terror* nach 2001 wird von denjenigen, gegen die sich die amerikanische Kriegsführung richtet, selbstverständlich nicht so wahrgenommen und bezeichnet. Krieg (im Englischen: *war*) und Kriegsführung (im Englischen: *warfare*) sind ebenfalls begrifflich zu trennen.

In der Jahrtausende langen Geschichte von Kriegen lassen sich bestimmte *Kriegstypen* unterscheiden: Staatenkriege (zwischenstaatliche Kriege), Bürgerkriege und Kriege unter- oder außerhalb der staatlichen Ebene. Die logische Voraussetzung zwischenstaatlicher Kriege ist die Existenz von Staaten. Staatenkriege weisen in der Regel (oder sagen wir vorsichtiger: an der Oberfläche) einen von Anfang bis Ende erkennbaren „militärischen Charakter“ auf.⁷

Unter *Kriegsformen*⁸ werden hier die verschiedenen Grundformen kriegerischer Auseinandersetzungen verstanden. Kriegsformen sind der Oberbegriff für verschiedene Variationen der Kriegsführung und des Kriegsgeschehens wie Landkrieg, Seekrieg oder Luftkrieg (bezogen auf die Raumdimension des Krieges), Verteidigungsrieg oder Angriffskrieg (bezogen auf die Kriegsziele der Akteure). Eine in den letzten Jahren in den Vordergrund der Aufmerksamkeit gerückte, tatsächlich eine lange Tradition aufweisende Kriegsform ist der asymmetrische Krieg, der sich in jedem Kriegstyp entwickeln kann, vornehmlich aber in Bürgerkriegen und Kriegen, an denen nichtstaatliche Akteure beteiligt sind.

In der Ägide des Ost-West-Konflikts wurde oft zwischen drei Kriegsformen unterschieden: dem Nuklearkrieg, über den es in den über Nuklearwaffen verfügenden Staaten, insbesondere den USA und der UdSSR, eine große Zahl strategischer Studien gab, dem Krieg zwischen Staaten ohne den Einsatz von Nuklearwaffen, er wurde konventioneller Krieg genannt, und dem revolutionären Krieg, gekennzeichnet durch eine unkonventionelle Kriegsführung seitens der Guerilleros.⁹

Die in einer Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit vorherrschenden Konzepte und Diskurse über die Kombination verschiedener Kriegsformen heißen *Kriegsbilder*. Solche Kriegsbilder, die immer einen großen Einfluss auf die Vorbereitungen für einen möglichen Krieg in der nahen Zukunft haben, können mehr oder weniger sachangemessen, aber auch von Illusionen und kollektivem Selbstbetrug verzerrt sein.¹⁰ Man denke nur, um ein besonders schmerhaftes Beispiel zu zitieren, an die Kriegsbilder, die vor und sogar noch kurz nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs in den daran beteiligten Nationen kursierten.

7 Jochen Hippler, Krieg im 21. Jahrhundert. Militärische Gewalt, Aufstandsbekämpfung und humanitäre Intervention, Wien: Promedia 2019, 174.

8 Vgl. die anregenden Studien in dem Sammelband von Dietrich Beyrau/Michael Hochgeschwender/Dieter Langewiesche (Hrsg.), Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart, Paderborn: F. Schöningh 2007.

9 André Beaufre, Die Revolutionierung des Kriegsbildes. Neue Formen der Gewaltanwendung, Stuttgart: Seewald 1973.

10 Wilfried von Bredow, Sicherheit, Sicherheitspolitik und Militär. Deutschland seit der Vereinigung, Wiesbaden: Springer 2015, 47–49.

1.2. Asymmetrie der Gewaltkonfrontation

Asymmetrischer Kriege sind eine Kriegsform mit einer langen Vergangenheit.¹¹ „Ein Blick auf die Menschheits- und Kriegsgeschichte zeigt, dass der symmetrische Krieg zwischen ebenbürtigen Gegnern selten, dagegen der asymmetrische Krieg die Regel war.“¹² Das stimmt, gleichviel, welche Akzentuierungen man bei der Begriffsbestimmung von Asymmetrie vornimmt. Die einen beziehen sich mehr auf Unterschiede zwischen den Kriegsparteien hinsichtlich der jeweils eingesetzten Kampfmittel, Methoden, Kräfte und der jeweiligen Motive. Aus einer anderen Perspektive sind bereits die Kriegsgegner nicht auf derselben Ebene angesiedelt, Staaten hier und nichtstaatliche Akteure da: „In diesen Konflikten kann sich die staatliche Seite nicht auf die Wirksamkeit des Kriegsvölkerrecht verlassen, weil sie nicht sicher sein kann, dass der Feind mitspielt. Kriegsplanung ist nicht möglich, weil der Feind keine oder völlig andere Regeln verfolgt... Seine Kampfweise erscheint deshalb als Terror.“¹³

Für *Münkler* hat sich die Geschichte kriegerischer Konfliktaustragung etwa seit der Mitte des 20. Jahrhunderts, paradoxerweise also in einer Phase, in der eine Art nuklearstrategischer Symmetrie (das „nukleare Patt“) dominierte, jedenfalls von ca. 1960 bis 1990, immer weiter in Richtung auf asymmetrische Konfliktformen entwickelt. Treibende Momente dafür waren in seiner Sicht die waffentechnologischen Entwicklungen, aber auch die Veränderungen der Kampfzonen und die Mobilisierung neuer Ressourcen: „Der Guerillakrieg war ein erster großer Schritt dabei; ihm folgte ein kleinerer, der in der Kombination terroristischer Taktiken mit der Strategie des Partisanen bestand, beispielhaft im Algerienkrieg der fünfziger Jahre; und der weitere Schritt war dann schließlich die Entwicklung einer politisch-militärischen Strategie des Terrorismus, die sich von den ersten Flugzeugentführungen der PLO am Ende der sechziger Jahre bis schließlich zum Doppelanschlag vom 11. September (2001) in Etappen vollzog.“¹⁴

Auch wenn es asymmetrische Kriege schon sehr lange gibt – diese Kriegsform wurde durch die revolutionäre Moderne in den beiden letzten Jahrhunderten runderneuert und erlangte so besondere militärische und politische Wirkung.¹⁵ Besonders in den letzten Jahrzehnten rückten die Figur des Partisanen und seine Kampfmethoden in den Mittelpunkt des Interesses, in seinem Schatten selbstverständlich

11 Vgl. Sebastian Buciak (Hrsg.), *Asymmetrische Konflikte im Spiegel der Zeit*, Berlin: Verlag Dr. Köster 2008; Jens Warburg, *Das Militär und seine Subjekte. Zur Soziologie des Krieges*, Bielefeld: Transcript 2008, 176–184.

12 Josef Schröfl/Thomas Pankratz (Hrsg.), *Asymmetrische Kriegsführung. Ein neues Phänomen der Internationalen Politik*, Baden-Baden: Nomos 2004, 10.

13 Gerd Roellecke, *Kriegsrecht, Kriegskunst und Kriegsbegriff. Zum Problem der asymmetrischen Kriege*, Der Staat, 50 (2011), 570.

14 Herfried Münkler, *Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2002, 262–263.

15 Das illustrieren die Aufsätze in dem Sammelband von Beatrice Heuser (Hrsg.), *Small Wars and Insurgencies in Theory and Practice, 1500–1850*, London: Routledge 2016.

auch die Verhaltenslehren zu seiner Bekämpfung.¹⁶ An die Stelle des Ausdrucks Partisanenkrieg ist heute meist der Begriff der Guerilla getreten. Als andere gebräuchliche Synonyme oder Fast-Synonyme gelten etwa: *Kleinkrieg, revolutionärer Krieg, paramilitärische Operationen, Bandenkrieg*. Auch das Englische verfügt über eine ganze Palette solcher Quasi-Synonyme: *small wars, insurgencies, low intensity conflicts, wars of a third kind* u. a. m. Die terminologische Vielfalt ist beträchtlich, diffus und nicht immer hilfreich.

Wenn man sich auf das politisch-militärische Aktionsspektrum in solchen Auseinandersetzungen bezieht, bietet sich als griffigste Bezeichnung der Begriff unkonventionelle Kriegsführung an.¹⁷ Das Adjektiv *unkonventionell* signalisiert zunächst einmal eine Abweichung von jeweils zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Kultur vorherrschenden Konventionen, Gewohnheiten, Sichtweisen, Verfahren oder Verhaltensweisen. Das Unkonventionelle an der Kriegsführung von Partisanen ergibt sich aus der systematischen Bestimmung von Wort und Begriff des (modernen) Partisanen. Schmitt hebt folgende Merkmale und Kriterien zu seiner Erfassung hervor:

- Die Irregularität des Kämpfers, der die besonderen Kennzeichen seines Kombattanten-Status aus Tarnungsgründen nicht trägt.¹⁸
- Das intensive politische Engagement des Partisanen, was ihn z. B. auch von der unpolitischen Figur des Piraten abhebt, sowie seine darauf aufbauende und im 20. Jahrhundert besonders hervortretende revolutionäre Grundausrichtung sowie seine straffe bis totale Einordnung in ein revolutionär-politisches Handlungskonzept und Zielgerüst.
- Die gesteigerte Mobilität des Partisanen, sein überraschendes Auftauchen in und rasches Verschwinden aus der von ihm selbst ausgesuchten Kampfzone.
- Der raumgebundene („tellurische“) Charakter des Partisanen, der sein Handeln trotz Technisierung, Industrialisierung und Entagrarisierung (sowie, muss man heute hinzufügen: Globalisierung) auf die „Befreiung“ des „eigenen Territoriums“ von der Herrschaft durch Fremde ausrichtet.¹⁹

16 Vgl. Dieter Farwick, Kleinkriege, die unterschätzte Kriegsform. Warum die Zukunft von Kriegen den Guerillas, Partisanen und Hackern gehört, Bad Schussenried: Gerhard Hess Verlag 2016.

17 Er hat in den letzten Jahren auch für die regulären Streitkräfte eine höhere Bedeutung bekommen. Vgl. Wilfried von Bredow, New, Non-Traditional Roles for the Military, in: Leena Parmar (Hrsg.), Armed Forces and the International Diversities, Jaipur: Pointer Publ. 2002, 147–161.

18 Vgl. dazu Clemens H. Fischer, Kriegsvölkerrechtliche Aspekte der Kennzeichnung von Kriegsteilnehmern, in: Erwin A. Schmidl (Hrsg.), Freund oder Feind? Kombattanten, Nichtkombattanten und Zivilisten im Krieg und Bürgerkrieg seit dem 18. Jahrhundert, Frankfurt/M.: Peter Lang 1995, 169–180.

19 Schmitt (FN 1), 20–28; anregende neuere Auseinandersetzungen mit Schmitts Partisanen-Theorie sind u. a.: Peter Schröder, Die Hegung des Krieges und der Feind *hors la loi*. Piraten, Partisanen und Terroristen, in: Rüdiger Voigt (Hrsg.), Freud-Feind-Denken. Carl Schmitts Kategorie des Politischen, Baden-Baden: Nomos 2021², 229–249 und, betont kritisch, Benno Teschke, Carl Schmitt's Concepts of War: A Categorical Failure,

Ein paar wichtige außer-militärische Einflüsse auf diesen Asymmetrierungs-Prozess müssen noch zusätzlich genannt werden. Da ist *erstens* die enorm erhöhte Störanfälligkeit moderner Gesellschaften, insbesondere in ihren verfestigten Regionen. Das erleichtert es, mit vergleichsweise kleinen Störoperationen relativ große Schäden anzurichten. *Zweitens* ermöglicht die Struktur der nationalen und internationalen Medien eine sofortige und grenzenlose Resonanz in der (Welt-)Öffentlichkeit. Dadurch wird nicht in erster Linie die Transparenz des kriegerischen Geschehens erhöht, wohl aber die Möglichkeit zur Manipulation seiner Deutung. *Drittens* hat sich der von Schmitt und anderen verwendete Begriff des tellurischen Charakters der Partisanen genauso globalisiert wie viele andere private und berufliche Kontexte der Menschen.²⁰ Er verlor dadurch aber nicht sein Gewicht, nur steht er jetzt in einem erweiterten Spannungsfeld. *Viertens* schließlich hat sich eine wachsende Zahl nichtstaatlicher Akteure mit staats-ungebundenen politischen Interessen außer- oder unterhalb des modernen Staatsystems etabliert.²¹

Der israelische Militärhistoriker van Creveld prognostizierte bereits 1991, in Zukunft würden nicht mehr staatliche Streitkräfte die entscheidenden Kriegsführungs-Organisationen sein. Wenn der Staat schwächer wird oder ganz versagt, würden sie von terroristischen Gruppierungen, Guerilla-Organisationen oder kriminellen Banden abgelöst. Auch für ihn haben der moderne Staat und die moderne Staatenwelt mit ihren Regeln und Konventionen in der Zukunft das Nachsehen.²² Der Begriff der asymmetrischen Kriegsführung unterstellt zunächst einmal die materielle und operationelle Überlegenheit staatlicher (regulärer) Streitkräfte. Aber diese Überlegenheit schmilzt dahin, wenn sie sich nicht effektiv umsetzen lässt, was dann in einem Folgeprozess zur immer deutlicher zu Tage tretenden Abschwächung des Staates führt, der seine Sicherheitsversprechungen gegenüber den Staatsbürgern nicht einzulösen vermag.

1.3. Hybride Kriegsführung

Ein Sonderfall unkonventioneller Kriegsführung kommt mit dem Begriff der *Hybridität* ins Spiel, meist als Adjektiv: hybrider Krieg, hybride Bedrohungen, hybride Kriegsführung. Er geht zurück auf Debatten in der *strategic community* der USA

in: Jens Meierheinrich/Oliver Simons (Hrsg.), The Oxford Handbook of Carl Schmitt, Oxford: Oxford University Press 2016, 367–400.

- 20 Die Globalisierung ist selbst ein asymmetrischer Prozess, insofern sie nicht alle Menschen überall in gleicher Weise erfasst und deren Lebensumstände zuweilen beeinflusst, ohne dass ihnen dies immer richtig bewusst wird. Im Übrigen bedeutet Globalisierung zwar die weltweite Ausdehnung von Handlungsräumen aller Art, aber keineswegs das Ende der Raumbezogenheit von politischen Zielen und individuellen wie kollektiven Identitäten.
- 21 Die grundlegende theoretische Studie über diesen Prozess stammt von James N. Rosenau, Turbulence in World Politics. A Theory of Change and Continuity, Princeton, N. J.: Princeton University Press 1990.
- 22 Martin van Creveld, Die Zukunft des Krieges, Stuttgart: Gerling Akademie Verlag 1998 (englische Originalausgabe 1991), 287–289; Martin van Creveld, Aufstieg und Untergang des Staates, Stuttgart: Gerling Akademie Verlag 1999.

und zielt insbesondere auf die Multidimensionalität von Bedrohungskonstellationen und die Kombination unterschiedlicher Kriegsformen unter verstärkter Beimischung von Störungen der zivilen Strukturen des Gegners. Als empirische Beispiele für solche Hybridität gelten etwa der Libanonkrieg 2006 oder vor allem auch das Vorgehen Russlands bei der Annexierung der Krim sowie der Destabilisierung der östlichen Ukraine ab 2014. Wir beobachten hier eine Kombination von herkömmlichen und irregulären Kampfweisen, kriminellen Aktionen, Terrorakten auf dem Kriegsschauplatz oder an anderer Stelle, von Desinformationskampagnen, disruptiven Aktionen im Internet und politisch-propagandistischen Ablenkungsmanövern, also einen abgestimmten Einsatz diplomatischer, militärischer, wirtschaftlicher, technologischer und psychologischer Methoden zur Erreichung der eigenen, oft verschleierten Ziele.²³ Zu diesen Zielen muss nicht immer unbedingt der Sieg über einen Gegner, sondern kann auch etwa das Aufrechterhalten lokaler oder regionaler Spannungen und Instabilitäten gehören. Private Kriegsökonomien verbinden sich mit politischen Zielsetzungen und religiösem Missionsdrang, der aber auch nur vorgeschoben sein kann. Die Attraktivität solcher Hybridität ist für alle potentiellen Gewaltakteure in den letzten Jahren gestiegen: "With or without state sponsorship, the lethality and capability of organized groups is increasing, while the incentives for states to exploit non-traditional modes of war, is on the rise."²⁴

In westlichen Ländern und ihrer Streitkräfte-Führung wird diese Entwicklung auf der militärischen Führungsebene vor allem auch unter dem Gesichtspunkt debattiert, welche Prioritäten bei der Ausbildung, Ausrüstung und Bewaffnung der Soldaten gesetzt werden sollen, mit welchen Taktiken und operativen Grundsätzen den hybriden Bedrohungen am effektivsten zu begegnen ist. Sehr weit ist man dabei noch nicht gekommen. Schlagworte und meist etwas vage bleibende Willenserklärungen gibt es zwar genug. Aber was genau etwa der vielzitierte „vernetzte Ansatz“ sein und wie er funktionieren könnte, das ist, behutsam ausgedrückt, auch bis heute noch nicht zu Ende gedacht.

Auf jeden Fall haben sich eine Reihe von Einsatz-Konzepten aus den 1990er-Jahren und aus den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende nicht oder nur unter selten vorfindbaren Bedingungen als praktikabel erwiesen: Humanitäre Interventionen erreichten kaum jemals ihre Ziele. Die UNO-Norm der internationalen Schutzverantwortung (*responsibility to protect*) ist weitgehend vertrocknet. Militärisch gestützter Demokratie-Export als zweiter Schritt nach einem Krieg gegen Diktatoren oder in zusammengebrochenen Staaten hat nicht funktioniert. Das heißt aber auch, dass die (militärisch und zivil) von außen unterstützte Transformation einer durch Gewalt erschütterten in eine friedliche Gesellschaft meist erfolglos blieb.²⁵

23 Vgl. Oliver Tammenga, *Hybride Kriegsführung. Zur Einordnung einer aktuellen Erscheinungsform des Krieges*, Berlin: Stiftung Wissenschaft und Politik 2015.

24 Frank G. Hoffman, *Conflict in the 21st Century. The Rise of Hybrid Wars*, Arlington, V.A.: The Potomac Institute for Policy Studies 2007, 8.

25 Die empirischen Befunde variieren, aber insgesamt kommt man um die Einsicht nicht herum, dass die „Friedenskonsolidierung in der Konfliktfolgezeit“ (*post conflict peace-building*), wie das seinerzeit der UN-Generalsekretär Boutros Boutros-Ghali in seiner

2. Krieg, Staat und Regeln der Gewalt

2.1. Nationenbildung

Schmitt war nicht so sehr am Kleinkrieg als Kriegsform interessiert.²⁶ Auch ging es ihm nicht um eine Handlungs-Anleitung für Partisanen oder für die sie bekämpfenden regulären Truppen. Stattdessen umriss er vor dem Hintergrund historischer Analysen von Napoleon bis zur damaligen Gegenwart die Merkmale und Motive von Partisanen. Bereits in der Übergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert, also in der Entstehungsphase der Vereinigten Staaten von Amerika, der spanischen Guerilla gegen Napoleon und den Entkolonialisierungskämpfen in Lateinamerika ab 1808/1810, wurde deutlich, dass Fremdherrschaft in den betroffenen Gesellschaften zunehmend als unerträglich empfunden wurde und die Vorstellung nationaler Unabhängigkeit ein starkes Motiv zur Aufnahme des Partisanenkampfes lieferte.²⁷

Die hier kämpfenden Partisanen waren einerseits in das vorindustrielle, agrarische Milieu ihrer Lebenswelt fest eingebettet. Zugleich jedoch wurden sie auch – bewusst oder unbewusst – zu Akteuren politisch-gesellschaftlicher Umwälzung. Durchgesetzt werden sollte dabei die Vorstellung der *Nation* als Integrationsklammer und als Mythos homogener kollektiver (nationaler) Identität. Als entscheidender Legitimationsträger des *Staates* galten nicht länger irgendwelche Dynastien, schon gar nicht solche, die von außen oktroyiert waren, sondern das *Volk* selbst. „Eine Nation ist ein Volk im Besitz eines Staates“, hat Karl W. Deutsch lapidar resümiert.²⁸ Und in einer älteren amerikanischen Arbeit über dieses Konzept heißt es ebenso knapp: “A nation is a society responding as a unit. What is it that gives a society this national unity? The answer is common norms.”²⁹

Ohne an dieser Stelle weiter auf die funktionalen und ideologischen Aspekte der Ausbildung von Nationen und Nationalismus einzugehen, sei in aller Kürze auf den von *Deutsch* in aphoristischer Zuspitzung angesprochenen Zusammenhang zwischen Nation und Staat hingewiesen, ein heißer Zusammenhang – gerade auch im sich weiter globalisierenden internationalen System der Gegenwart. Das kann man an den internationalen Debatten über *nation-building*, *state-building* oder *failing states* und an der sich ausbreitenden Unsicherheit in der politischen

„Agenda für den Frieden“ genannt hat, meist scheitert. Vgl. Natalia Springer, Die Deaktivierung des Krieges. Zur Demobilisierung von Gesellschaften nach Bürgerkriegen, Baden-Baden: Nomos 2008.

- 26 Sein Hauptinteresse innerhalb dieses Themenbereichs galt der Ausbildung des rechtlich und politisch von europäischen Mächten strukturierten internationalen Systems („Raumordnung“) seit der frühen Neuzeit: Carl Schmitt, Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum, Berlin: Duncker & Humblot 1988³.
- 27 Peer Schmidt, Der Guerrillero. Die Entstehung des Partisanen in der Sattelzeit der Moderne – eine atlantische Perspektive, Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), 161–190.
- 28 Karl W. Deutsch, Nationenbildung – Nationalstaat – Integration, Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag 1972, 204.
- 29 F. S. C. Northrop, The Taming of the Nations. A Study of the Cultural Basis of International Policy, New York: Macmillan 1953, 3.

Philosophie über die Zukunft des Staates als des entscheidenden Ordnungsfaktors der internationalen Beziehungen ablesen.

2.2. Staatenwelt

Mit dem modernen Staat, diesem „Glanzstück europäischer Form und occidentalen Rationalismus“,³⁰ bildete sich auch die moderne Staatenwelt aus, das zunächst makroregionale europäische, in den folgenden Generationen über den ganzen Planeten hin expandierende internationale System der Gegenwart. Die erstaunliche Leistung, die mit diesem zweidimensionalen Vorgang verbunden war, bestand nicht zuletzt in der Formatierung wechselseitiger Anerkennungsmodalitäten der Staaten.

In ihrem Verkehr miteinander legen die modernen Staaten im Allgemeinen großen Wert auf festgeschriebene Regeln, auch wenn sie sich bei passender oder unpassender Gelegenheit ein Übertreten dieser Regeln erlauben. Die moderne Staatenwelt war und ist gekennzeichnet durch einen politischen Doppelstandard: Die Regierungen wollen die von ihnen anerkannten Regeln des zwischenstaatlichen Verkehrs (Verträge, Anerkennung bestimmter Prinzipien wie dem der Nicht-Einmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten, anerkannte völkerrechtliche Normen usw.) keinesfalls außer Kraft gesetzt wissen. Auch wenn sie selbst dagegen verstößen, oft im Verborgenen, manchmal aber auch ganz offen.

In der Theorie der internationalen Politik wird ein internationalen Systems von Staaten ohne eine ihnen übergeordnete und durchsetzungsfähige Instanz als „anarchisches System“ bezeichnet. Aber auch ohne solche Instanz ist es im Verkehr der Staaten untereinander nötig, dass sich die Beteiligten auf ein Minimum von „Spielregeln“ einigen, manchmal auch auf etwas mehr als nur ein Minimum. Sie erkennen die Grundstrukturen und die grundlegenden Funktionsweisen des internationalen Systems an, jedenfalls prinzipiell, was sie zu einer Art internationaler Gesellschaft³¹ macht. Im Alltagssprachgebrauch und in vielen Dokumenten des Völkerrechts wird sogar von einer „internationalen Gemeinschaft“ oder „Staatengemeinschaft“ gesprochen.³²

In diesem Rahmen entstand eine wachsende Zahl von Regeln der Konfliktregulierung (was nicht mit Frieden zu verwechseln ist), darunter auch die Unterscheidung zwischen dem, was in der Kriegsführung regulär sein soll und was nicht. Die Durchsetzung dieser Unterscheidung wird von Schmitt „Hegung“ des Krieges genannt (eine forstwirtschaftliche Metapher!). Dabei gab es zwei Einschränkungen, einmal der Krieg auf den „freien Meeren“ und zweitens, besonders folgenreich, die Unterwerfungskriege in den Kolonien.

30 Carl Schmitt, *Der Begriff des Politischen*. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien, Berlin: Duncker & Humblot 1963, 10.

31 Vgl. Hedley Bull, *The Anarchical Society. A Study of Order in World Politics*, London: Macmillan 1977.

32 Ausführlicher dazu: Wilfried von Bredow, Ein Konstrukt, aber kein Akteur. Die internationale Gemeinschaft zwischen Heterogenität und Verrechtlichung, in: Ulrich Lapenküper/Reiner Marcowitz (Hrsg.), *Macht und Recht. Völkerrecht in den internationalen Beziehungen*, Paderborn: F. Schöningh 2010, 295–313.

In einem solchen über gewisse Normen und Regeln prinzipiell einigen internationalen System gilt als regulär, was diesen nicht widerspricht. Für die Führung gewaltssamer Konflikte zwischen Staaten heißt das, dass sie von dafür bereitstehenden oder kurzfristig mobilisierbaren Kombattanten, den Soldaten der regulären, vom Staat unterhaltenen oder dazu legitimierten Streitkräfte ausgefochten werden. Mit dem Kombattantenstatus gehen bestimmte Pflichten einher (Uniformierung, offenes Tragen von Waffen, sichtbare Kennzeichnung ihres Status, verantwortliche *chain of command* usw.). Zugleich gewährt er bestimmte Rechte (Behandlung als Kriegsgefangener). Der rechtlich definierte Kombattantenstatus wurde und wird im Alltag kriegerischer Auseinandersetzung auch von den Kombattanten selbst zuweilen verletzt. Das lag bekanntlich allen Vorstellungen vom Kleinkrieg ausgewählter Truppenteile als mehr oder weniger verborgene Parallelaktion zur „normalen“ Kriegsführung zugrunde. Auch für die verschiedenen Taktiken und Operationen der modernen *counterinsurgency* (COIN) spielen sie eine Rolle. Auch sie werden meistens geheim gehalten, was allerdings, insbesondere bei Fehlschlägen, nicht immer gelingt.

Dennoch aber ist im Europa der Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert die Masse der Kriege im modernen Staatensystem überwiegend zwischen regulären Streitkräften ausgetragen worden, also solchen unter staatlicher Aufsicht und gebunden an die kriegsrechtlichen Vorgaben. Wie bröckelig der Konsens über solche Vorgaben auch immer war. Um hier keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Die Opferzahlen der konventionellen Kriegsführung regulärer Truppen sind vor allem in der Ära der Massenarmeen des 19. und 20. Jahrhundert enorm angestiegen, unangesehn aller (kleinen) Fortschritte im humanitären Kriegsvölkerrecht.

2.3. Regulär-irregulär

Allerdings verdunkeln die kolonialen Eroberungs- und Unterwerfungskriege dieses Bild regulärer Kriegshandlungen. Und seit dem Ende des 18. Jahrhunderts unterminieren Partisanen die Regularität der Kampfhandlungen. Das wird in der Literatur über sie immer wieder als erstes betont.

Regularität ist zwar im Völkerrecht verankert, aber sie ist selbstverständlich nicht in Stein gemeißelt. Im Lauf der Zeit hat das Völkerrecht ihre Grenzen behutsam vorgeschoben. Der Kreis der den regulären Kämpfern gleichgestellten Personen wurde in den Genfer Konventionen von 1949 erweitert. Die Waffenentwicklung und die Veränderungen der Schauplätze gewaltssamer Auseinandersetzungen (nicht mehr nur agrarisch, sondern zunehmend auch städtisch) müssen hier ebenso angeführt werden wie die Übernahme von Kampfmethoden der Partisanen durch die regulären Streitkräfte.

Noch wichtiger wurden die politischen Neubewertungen des Partisanenkampfes in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In der Sowjetunion und in anderen von der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg besetzten Ländern trugen die Partisanenbewegungen in kaum genau bezifferbarem, aber doch nicht unbeträchtlichem Maße zum Sieg über die Wehrmacht bei. Die verschiedene Ethnien übergreifende

Einheit Jugoslawiens nach 1945 gründete sich auf den zum Mythos ausgebauten erfolgreichen Partisanenkampf. In anderen Fällen wie in Israel mutierten die gegen die Briten kämpfenden Partisanen und Terroristen zur staatstragenden Elite. Viele politische Führer des Partisanenkampfes gegen die jeweilige Kolonialmacht wurden nach deren Niederlage zu Staatsgründern. Der Irregularität der Partisanen wurde durch deren Sieg sozusagen abgeholfen. Man muss das nicht unbedingt als Zeichen einer zynischen Macht-geht-vor-Recht-Politik deuten. Wenn sich die internationale Ordnung ändert, verändern sich ihre Regeln, und die Grenzen zwischen Regularität und Irregularität verschieben sich.

Seit einigen Jahrzehnten tritt neben die Figur des Partisanen oder Guerilleros die des Terroristen neuer Art. *Münkler* beschreibt den Unterschied zwischen ihnen so: „Markiert der Terrorist die völlige Irregularität, insofern er keinerlei Begrenzung der Gewalt in Übereinkunft mit dem Gegner akzeptiert, so zeichnet sich der Partisan im Vergleich mit dem Soldaten wohl durch ein Regularitätsdefizit aus, doch geht dieses nie so weit, dass es zu volliger Irregularität würde; wo dies dennoch der Fall ist, verliert der Partisan seine Identität und wird zum Terroristen.“³³ In dieser Sichtweise kämpft der Partisan irregulär quasi nur auf Zeit, weil er von der Vorstellung geleitet wird, dass er, wenn die eigene Seite stärker wird, einen Weg zurück in die Regularität braucht, um an die Stelle der fremdbestimmten die eigene Herrschaft zu stellen, interpretiert als Volksherrschaft. Dem Terroristen kommt es hingegen erst einmal nur auf die Zerstörung an, und dabei ist jeglicher Rest Regularität eher hinderlich. In der Empirie lässt sich diese begriffliche Trennung nicht immer wiederfinden. Untersucht man die jeweiligen Kampfhandlungen oder Terrorakte, dann stößt man hier wie dort auf jeweils durch die näheren Umstände bestimmte Schwankungen bei der Beachtung oder Verletzung von Regularitätsbestimmungen.

3. Karriere einer Kriegsform

3.1. Von Napoleon bis zum Zweiten Weltkrieg

Schmitt zufolge gab es die modernen Partisanenkämpfe gegen Fremdherrschaft zuerst in Europa –, in Spanien, in Tirol, in Russland gegen die imperialen Streitkräfte *Napoleons*. Für einen Moment auch in Preußen. Politisch gesehen, beruhte dort das kurzzeitige Ideal des Partisanen, ausformuliert in dem preußischen Edikt über den Landsturm vom 21. April 1813, allerdings auf einem wenig haltbaren Fundament. Immerhin – auch, um nicht zu sagen: *sogar* in Preußen wurde, in einer bestimmten politischen Konstellation, der Partisan als Stütze der nationalen Verteidigung gegen fremde Streitkräfte, als dynamisches Element eines „Befreiungskrieges“ legitimiert.³⁴

33 *Münkler* (FN 14), 173.

34 Vgl. Martin Rink, The German wars of liberation 1807–1815. The restrained insurgency, in: Beatrice Heuser (FN 15), 92–106.

Das alles änderte sich aber rasch. Weil sich eine ähnliche politische Konstellation nicht wieder einstellte, verloren die preußischen Streitkräfte und ihre strategischen und operativen Vordenker rasch das Interesse am Partisanen. Sie wurden erst ein Jahrhundert später wieder mit ihnen konfrontiert, aber jetzt in völlig anderen politischen Konstellationen. Ansatzweise im Ersten und verstärkt im Zweiten Weltkrieg befanden sich die deutschen Streitkräfte ihrerseits nämlich in der Rolle der Besatzungsmacht und des Fremdregimes und mussten mit Partisanen (Freeschärlern) als Gegnern rechnen, vor allem im Russland-Feldzug, aber auch in Griechenland, Jugoslawien, Frankreich, am Ende selbst in Italien. Das deutsche Schlüsseldokument für den Partisanenkampf im Zweiten Weltkrieg sind die „Richtlinien für die Partisanenbekämpfung“ des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) vom Mai 1944.

Eine wichtige Rolle bei der Formulierung von Theorie und Praktiken des Partisanenkampfes und bei der Weiterentwicklung des Partisanen vom tellurischen Heimat-Verteidiger zum aggressiv-klandestinen Gehilfen bei der Durchsetzung der Weltrevolution spielt für *Schmitt Lenin*. Inspiriert von den Schriften von Clausewitz entwickelte *Lenin* vor allem den Gedanken von der Irregularität des *Klassenkampfes*, der auf *absoluter Feindschaft* basiert. Im Krieg als Klassenkampf lässt absolute Feindschaft keinerlei Hegung der Gewalt mehr zu. Im Zweiten Weltkrieg ist es *Lenins* Nachfolger *Stalin* dann gelungen, die beiden unterschiedlichen Typen des Partisanen, den Heimatverteidiger und den Weltrevolutionär, zu amalgamieren oder jedenfalls so zu überblenden, dass je nach aktuellem Bedarf mal der nationale, mal der revolutionäre und klassenkämpferische Typus im Vordergrund stand.

3.2. Antikolonialkriege als revolutionäre Kriege

Ein aufschlussreiches, auf dem europäischen Kontinent jedoch nur selten in den Blick genommenes Beispiel für einen inner-europäischen Antikolonialkrieg ist der Kampf militanter irischer Republikaner für die Unabhängigkeit von Großbritannien. *James Connolly*, einer der Anführer des Dubliner Osteraufstandes 1916, veröffentlichte ein Jahr zuvor eine Artikelserie mit historischen Beispielen revolutionärer Kriegsführung³⁵. Die Partisanentätigkeit der IRA und ihrer radikaleren Abspaltungen ist ein Leitmotiv der irisch-englischen Geschichte des 20. Jahrhunderts, ja bis heute.

Für eine enge Verbindung der tellurisch motivierten und der revolutionär ausgreifenden Version des Partisanenkampfes stehen dann im und nach dem Zweiten Weltkrieg die Schriften *Mao Tse-tungs*. Ähnlich wie beim Vorbild *Mao* ist das Verhältnis zwischen nationaler Befreiungsprogrammatik und sozialrevolutionärem Sozialismus in vielen Kämpfen gegen die Kolonialmächte in Afrika, Asien und Mittelamerika. Auf Grund ihrer militärischen und politischen Erfahrungen beanspruchten die revolutionären Gruppen bald die Führung der vorher gebildeten „nationa-

35 *James Connolly, Revolutionary Warfare. Introduction by Michael O'Riordan*, Dublin und Belfast: New Books Publications 1968.

len Einheitsfront“ und konnten so nicht nur die Kolonialmacht besiegen, sondern auch versuchen, die soziale Struktur des Landes in ihrem Sinne umzuwälzen.³⁶ Nicht überall entstanden daraus stabile und den proklamierten Zielen nahe kommende staatliche Strukturen.

In Maos Guerillakriegskonzeption sind vier Feindschafts-Achsen übereinander projiziert, die Feindschaft gegen die weißen kolonialen Ausbeuter, die Klassenfeindschaft Proletariat *versus* kapitalistische Bourgeoisie, die nationale Feindschaft gegen die japanischen Besatzer und schließlich die Bürgerkriegsfeindschaft gegen die Kuomintang, die sich zu einem großen Teil, aber nicht vollständig mit der doktrinären Klassenfeindschaft deckte.

3.3. Lehren für den metropolitanen Militärputsch?

Seinen kurorischen geistesgeschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Theorie des Partisanen beschließt Schmitt auf überraschende Weise. Er lässt ihn nämlich enden mit einer Erörterung der subversiven Aktionen einer Gruppe französischer Berufsoffiziere um den General *Raoul Salan* beim Übergang von der Vierten zur Fünften Republik Anfang der 1960er-Jahre gegen die Algerienpolitik *Charles de Gaulles*. Ein Putschversuch von Spitzenträgern gegen die zivile politische Führung ist in einer Demokratie so etwas wie „Hochverrat am Volk“ und kann nur dann erfolgreich sein, wenn sich die politischen Fundamente dieser Demokratie schon weitgehend aufgelöst haben und ihre Legitimationskraft sich verflüchtigt hat. (Historisch-empirisch betrachtet sind solche betrüblichen Zustände demokratischer Institutionen und Regime gar nicht so selten.) Schmitt interessiert aber in diesem Fall nicht der demokratie-theoretische und regime-funktionale Aspekt des damaligen Konflikts, vielmehr das in seinen Augen geradezu tragische Scheitern der Übertragung von Methoden der subversiven und revolutionären Kriegsführung aus dem antikolonialistischen Kontext in Asien in den metropolitanen Kontext Nachkriegseuropa. *Salan* und viele seiner Mitstreiter hatten nämlich ihre militär-praktischen Erfahrungen im Kolonalkrieg Frankreichs in Indochina gesammelt und daraus Lehren nicht nur für die Organisation der Kampfhandlungen gegen die antikolonialistische Guerilla in Nordafrika, sondern auch für die Formulierung und Umsetzung ihrer Forderungen an die eigene politische Führung gezogen.

Das sind nun zwei verschiedene Angelegenheiten. Die militär-professionelle Anpassung der Strategien und Taktiken der Kolonalkriegsführung an die Strategien und Taktiken der antikolonialistischen Guerilla ist das eine. Etwas anderes ist der Versuch einiger höherer Offiziere in den regulären Streitkräften, die eigene Regierung in ähnlicher Weise zu betrachten und mit ähnlicher Feindschaft zu bekämpfen wie die antikolonialistischen Revolutionäre die Kolonialregierungen. Die von *Salan* angeführte *Organisation d'Armée Secrète* (OAS) plante und führte 1961/

36 Ein eindrucksvolles Beispiel für solche Doppelstrategie ist auch Vietnam von den 1950er bis in die frühen 1970er Jahre. Vgl. *Vo Nguyen Giap*, Volkskrieg-Volksarmee, München: Trikont 1968.

62 eine Reihe von Terroranschlägen aus, deren Adressaten einmal die algerische „Nationale Befreiungsfront“ war, aber auch die Zivilbevölkerungen in Algier und in Frankreich. Das brachte jedoch weder die algerischen Partisanen noch die Regierung in Paris nachhaltig in Bedrängnis. Im Mai 1962 war der Spuk vorbei.

Man kann das als Illustration des doppelten Scheiterns einer Illusion interpretieren. *Erstens* lassen sich aus dem eingehenden Studium der Motive, Taktiken und des operativen Vorgehens der nationalen Befreiungs-Guerilla keine wirklich erfolgversprechenden Anti-Guerilla-Strategien gewinnen. Und *zweitens* erhöht die Übernahme von irregulären Kampfmethoden durch Teile der regulären Streitkräfte nicht die Erfolgs-Chancen eines Militärputsches gegen eine demokratisch legitimierte Regierung, sofern und solange deren legitimatorisches Fundament genügend Festigkeit aufweist.

Eine andere und kurzfristig besonders bedrohlich erscheinende Version der Übertragung ländlicher Guerillataktiken in metropolitane Räume war ab Mitte der 1960er-Jahre vor allem in lateinamerikanischen Ländern zu beobachten. Hier versuchten kleinere revolutionäre Gruppen, Guerilla-Aktionen in den städtischen Ballungszentren theoretisch zu begründen und praktisch zu erproben. Bekannt geworden sind etwa die Tupamaros in Uruguay³⁷ und das Kleine Handbuch der Stadtguerilla des Brasilianers *Carlos Marighella*.³⁸ Lateinamerika war in den 1960er Jahren geradezu ein Makro-Labor für verschiedene Arten ländlicher und später auch städtischer Guerillataktiken. Von Kuba aus unternahmen *Fidel Castro* und sein Mitkämpfer *Ernesto „Che“ Guevara* zudem Versuche, die eigenen Guerilla-Erfahrungen zu einer Art Export-Modell für andere Länder und Kontinente auszubauen³⁹. Solche externe Revolutionsförderung war nicht erfolgreich. Aber in manchen Ländern dieses Kontinents überlebten solche Guerilla-Gruppen bis ins 21. Jahrhundert, zum Beispiel die FARC in Kolumbien.

4. Guerilla, Militärcoups und die Rolle von Minderheiten

Das folgende Kapitel führt scheinbar vom Thema weg. Mit etwas Geduld versetzt es uns jedoch in die Lage, es aus anderer Perspektive näher in den Blick zu nehmen. Das Schicksal von Minderheiten ist sozusagen grundsätzlich prekär, und zwar aus rein quantitativen Gründen. Zwar muss die Konstellation Minderheit-Mehrheit selbstverständlich nicht konfliktgeladen sein, dafür gibt es viele historische Beispiele. Vor der Folie nationalstaatlicher Einheits- und oft auch Homogenisierungs-Bestrebungen sind politische, soziale und kulturelle Konflikte mit Minderheiten jedoch erwartbar. Wenn sie sich zuspitzen, kommt auch physische

37 Alain Labrousse, Les Tupamaros. La Guérilla urbaine en Uruguay, Paris: Edition du Seuil 1971.

38 Carlos Marighella, Minimanual of the Urban Guerrilla, <https://www.marxists.org/archive/marighella-carlos/1969/06/minimanual-urban-guerrilla/>.

39 Robert F. Lamberg, Die castristische Guerilla in Lateinamerika. Lateinamerika. Theorie und Praxis eines revolutionären Modells, Hannover: Verlag für Literatur und Zeitgeschehen 1971.

Gewalt ins Spiel. Insofern drückt der Titel eines aufwendigen Forschungsprojekts an der University of Maryland über die Gründe für Aufstände und Rebellionen von Minderheiten gegen die bestehenden Herrschaftsstrukturen und deren Repräsentanten den grundlegenden Sachverhalt ganz angemessen aus: *minorities at risk*.⁴⁰ Dass dadurch die Stabilität von Staaten in Frage gestellt wird, steht auf einem anderen Blatt. Für den in den letzten Jahrzehnten zu beobachtenden generellen, sich aus verschiedenen Quellen speisenden und in sich widersprüchlichen Trend zur Staatsabschwächung bietet sich parallel dazu ein anderes Etikett an: *states at risk*.⁴¹

4.1. Mamelucken und Kosaken

Aber bevor wir näher auf gegenwärtige Aspekte von Minderheiten in asymmetrischen Konflikten und Kriegen eingehen, soll noch kurz auf eine weit in die Vergangenheit zurückreichende Verbindung zwischen Minderheiten und Krieg eingegangen werden. Sie kommt im deutschen Titel eines vielbeachteten, gegen die Ausgangsthese von Clausewitz gerichteten Werkes von John Keegan zum Ausdruck: „Die Kultur des Krieges“. Clausewitz postulierte bekanntlich, der Krieg sei die Fortsetzung der Politik unter Beimischung anderer Mittel. Demgegenüber insistiert Keegan: „Krieg ist stets Ausdruck einer Kultur, oft sogar eine ihrer bestimmenden Größen, und in manchen Gesellschaften die Kultur selbst.“⁴² Zu den von ihm näher in den Blick genommenen Beispielen für Gemeinschaften mit einer ihre Existenz fundierenden Kultur des Krieges gehören etwa die Mamelucken im Nahen Osten, die Zulus in Afrika oder die Samurai in Japan. Völker ohne ein geordnetes Staatswesen unterschieden oft nicht zwischen Krieg und Frieden, den sie auch gar nicht kannten, auch nicht zwischen legitimierten und nicht-legitimierten Waffenträgern, da alle Männer Krieger waren.

Der Zusammenhang mit dem Guerilla-Thema stellt sich dadurch her, dass Mitglieder dieser kriegerischen Gemeinschaften von regulären Streitkräften gerne als Spezialkräfte angeworben wurden. „Im 18. Jahrhundert gehörte die Ausweisung solcher Streitkräfte (Kosaken, ‚Jäger‘, Husaren sowie in Großbritannien schottische Hochland- und Grenztruppen) zu den auffälligsten Entwicklungen des Militärs, und selbst die französischen Revolutionsarmeen folgten diesem Muster. Von den Gepflogenheiten solcher Einheiten, zu plündern, zu rauben, zu vergewaltigen, zu morden, zu entführen, zu erpressen, wie von ihrer systematischen Zerstörungswut wollten ihre zivilisierten Auftraggeber nicht nur nichts wissen; sie waren

40 Eine nähere Beschreibung des MAR-Projekts, das maßgeblich von Ted Robert Gurr angestoßen wurde, findet sich auf dessen Homepage: MAR | Home (umd.edu). Vgl. Ted Robert Gurr, Why Minorities Rebel. A Global Analysis of Communal Mobilization and Conflict since 1945, International Political Science Review 14 (1993), 161–201.

41 Vgl. Ulrich Schneckener (Hrsg.), Fragile Staatlichkeit. ‚States at Risk‘ zwischen Stabilität und Scheitern, Baden-Baden: Nomos 2006.

42 John Keegan, Die Kultur des Krieges, Rowohlt-Berlin, Berlin 1995, 34. Der Originaltitel lautet einfach *A History of Warfare*.

auch nicht bereit einzugestehen, dass diese Art der Kriegsführung älter und weiter verbreitet war als die von ihnen selbst ausgeübte.“⁴³

Im Grunde stellt *Keegan* die Kategorien konventionelle *versus* unkonventionelle Kriegsführung auf den Kopf: das Irreguläre ist die Regel, das Reguläre die Ausnahme. Im Lauf der Geschichte haben bestimmte Völker und Gemeinschaften über Generationen hinweg Kriegsführung zu ihrem Geschäftsmodell und Lebensstil gemacht – aus Not oder weil es sich einfach so ergab. An Zeugnissen von Zeitgenossen sowie in Berichten und Romanen über das Auftreten solcher irregulär-militanter Minderheiten im Dienste regulärer Streitkräfte (etwa der Kosaken) mangelt es nicht.

4.2. Die *warrior race*-Theorie

In *Keegans* gegen *Clausewitz* gerichteter Vorstellung von der Natur des Krieges macht sich ein leiser Widerhall der bei europäischen Kolonialmächten gegen Ende des 19. Jahrhunderts beliebten *warrior race*-Theorie⁴⁴ bemerkbar. Die Briten entwickelten sie für ihre Rekrutierungspolitik in Indien; später wurde sie in das subsaharische Afrika übertragen.

Die *Indian Army* der britischen Kolonialmacht bestand aus drei Säulen: Streitkräften mit einheimischen Soldaten, geführt von britischen Offizieren; ausgewählten Kontingenten der Vasallenstaaten⁴⁵ (als *Imperial Service Troops* bezeichnet) sowie in Indien stationierter britische Regimenter. Die *Indian Army* hatte drei Hauptmissionen. Sie sollte interne Aufstände auf dem Subkontinent möglichst im Keim ersticken, von Russland unterstützte Unruhen an seiner Nordwest-Grenze (Afghanistan) im Zaum halten und als eine Art Nothelfer bereitstehen, falls es in britischen Kolonien außerhalb Indiens wie zum Beispiel Burma zu militärischen Problemen käme.⁴⁶ Seit dem Sepoy-Aufstand von 1857 legten die Briten ein besonderes Augenmerk auf die Kriterien für die Rekrutierung einheimischer Soldaten, um künftig hin Meutereien und Aufstände gar nicht erst zur Entfaltung kommen zu lassen. Ein Instrument dazu war die *warrior* oder *martial race theory*.

Zwischen 1885 und 1893 war *Lord Roberts* britischer Oberbefehlshaber in Indien. Ihm galten in erster Linie die Sikhs, Gurkhas, Dogras, Rajputs und Pathans als besonders kampferprob und zugleich politisch zuverlässig. Das wurde teils mit religiösen, teils biologischen Argumenten begründet. Bevorzugt aus diesen Ethnien wurden die einheimischen Soldaten rekrutiert. Erst als im Ersten Weltkrieg die Nachfrage nach Soldaten enorm anstieg, verblasste die *warrior race*-Theorie. Die britischen Streitkräfte verfügen bis heute über spezielle Gurkha-Einheiten (drei Bataillone).

43 *Keegan* (FN 42), 25.

44 Im Französischen: *les races guérrieres*. Die Verwendung des Begriffs der Rasse war seinerzeit noch nicht mit all den Bedeutungen beladen, die ihm heute anhängen.

45 Gemeint sind die nominell unabhängigen, von einheimischen Fürsten regierten Staaten unter britischer Oberhoheit (*princely states*).

46 *Kaushik Roy*, Race and Recruitment in the Indian Army 1880–1918, *Modern Asian Studies* 47 (2013), 1310–1311.

Die Rekrutierungspolitik Frankreichs in seinen nah-östlichen und afrikanischen Kolonien basierte weniger auf ethnologisch aufgezäumten Vorstellungen unterschiedlicher Kriegsmentalitäten der dortigen Stämme und Religionen. Sie verfolgte auf eher pragmatische Weise eine *divide et impera*-Politik.⁴⁷

In den Kolonialarmeen europäischer Staaten dienten einheimische Soldaten, die von der jeweiligen Militärführung unter zwei Gesichtspunkten (die sich manchmal gegenseitig in die Quere kommen konnten) rekrutiert wurden: militärische Kampfkraft einerseits, politische Loyalität andererseits. “Colonial military practices provided a ready model of ensuring loyalty through racial and ethnic manipulations.”⁴⁸ Die diesbezügliche, ziemlich kaltschnäuzige Maxime des nach seiner militärischen Karriere in Indien zum zivilen Kolonialbeamten in Afrika umgesetzten *F. D. Lord Lugan*, der in der Zwischenkriegszeit die britische Konzeption der indirekten Herrschaft in den Kolonien nachhaltig beeinflusst hat, lautete: “Train enough men for your military use, but not more than you need; and those you have trained, be sure you do not demobilize any.”⁴⁹

4.3. Nationale Befreiungskriege und die Folgen der Unabhängigkeit

Diese Maxime steht schon ganz im Zeichen der nach dem Ersten und viel stärker noch nach dem Zweiten Weltkrieg auf die nationale Unabhängigkeit drängenden einheimischen Kräfte in den Kolonien. Viele aus Afrika stammende Soldaten der britischen Streitkräfte, die während des Zweiten Weltkriegs im Fernen Osten eingesetzt waren und dort erlebt hatten, wie brüchig das Fundament weißer Kolonialherrschaft war, spielten nach ihrer Demobilisierung am Ende des Krieges bald eine führende Rolle in den nationalen Befreiungskämpfen ihrer jeweiligen Länder. Dabei wirkte sich die koloniale *warrior race*-Theorie auch, und mit ungeahnten Konsequenzen, auf die neu entstehenden Streitkräfte aus. “Thus, whether by design or default, a situation had been created whereby the emergent officer corps of an ex-French colony, as in ex-British Africa, was going to be predominantly drawn from certain groups or territories, and the rank-and-file from others.”⁵⁰

Die Ära der Entkolonialisierung nach 1945 war stark vom (weitgehend) bipolaren formatierten Ost-West-Konflikts beeinflusst, politisch, ökonomisch, militärisch und nicht zuletzt ideologisch. Den mehr oder weniger charismatischen Anführern antikolonialer Bewegungen in den Kolonien stand als Zukunftsbild die eigen-

47 N. E. Bou-Nackli, Les Troupes Spéciales: Religious and Ethnic Recruitment 1916–1946, *International Journal of Middle East Studies* 25 (1993), 645–660; Joe Lunn, Les Races Guerrières. Racial Preconceptions in the French Military about West African Soldiers during the First World War, *Journal of Contemporary History* 34 (1999), 517–536.

48 Kristen A. Harkness, The Ethnic Army and the State: Explaining Coup Traps and the Difficulties of Democratization in Africa, *Journal of Conflict Resolution* 60 (2016), 589.

49 J. ‘Bayo Adekson, Ethnicity and army recruitment in colonial plural societies, *Ethnic and Racial Studies* 2 (1979), 152.

50 Adekson (FN 49), 160.

staatliche Unabhängigkeit auf der Grundlage nationaler Einheit vor Augen, dazu oft noch eine regionale Spielart des Sozialismus. Damit waren zwei Schwierigkeiten verbunden: die in vielfacher Hinsicht ‚unorganischen‘ Grenzverläufe zwischen den neuen Staaten und die ethnische Vielfalt, für die eine nationale Einheitsperspektive erst noch gefunden werden musste. Sie stellte sich vorübergehend während der Kämpfe gegen die alten Kolonialmächte her. Nicht zufällig inszenierten sich die antikolonialen Guerillaeinheiten als „Nationale Befreiungsfront“ oder „Volksbefreiungsfront“. Die nationale Integrationskraft des gemeinsamen Feindbildes hielt allerdings nicht lange vor. Politische und militärische Spannungen zwischen den ethnischen Gemeinschaften begleiteten den Gründungsprozess der neuen Staaten. Der mit den strategischen Zielvorgaben und operativ-taktischen Methoden der unkonventionellen Kriegsführung geführte Kampf gegen die Kolonialmächte und deren in die Kolonien entsandten regulären Truppen war eben kein Krieg der, wie Sebastian Haffner als Kommentar zu *Mao Tse-tungs* Theorie des Guerillakrieges mit hoffnungsvollem Enthusiasmus schrieb, eine ganze Klasse und Gruppe von Kriegen ihres Sinnes beraubte und praktisch obsolet machte.⁵¹

Stattdessen entstand in vielen neuen Staaten ein *circulus vitiosus* von Erwartungen der Bevölkerung an die Regierung und Enttäuschung über die Nichterfüllung dieser Erwartungen, die noch verstärkt wurde durch die Beobachtung, dass die an der Macht befindliche Regierung Angehörige der eigenen ethnischen Gemeinschaft bevorzugte. Für viele gerade unabhängig gewordene afrikanischen Staaten beschreiben Scarritt und McMillan diesen Sachverhalt, ein wenig beschönigend, folgendermaßen: “Anticolonial nationalism was the organized response to the many political, economic, and social grievances felt by virtually all Africans under colonial rule. Nationalists promised to rectify these grievances after independence but did not have the financial or organizational resources to satisfy all the grievances of every group in the society, even in periods of rapid state expansion and economic growth.”⁵² Die Folge davon war, dass die Führer der verschiedenen ethnischen Gruppen in den neuen Staaten begannen, ihre jeweiligen Anhängerschaf-ten zu mobilisieren, um die eigenen Ansprüche demonstrativ sichtbar gewichtiger zu machen. Solche Spaltungslinien durchzogen nicht nur die Gesellschaft allgemein, sondern nicht zuletzt auch die Streitkräfte der neuen Staaten.

In manchen früheren Kolonien geht die Bereitschaft der Streitkräfte, mittels Staatsstreich auch die politische Macht zu übernehmen, auf das Interesse zurück, einmal eingeräumte Privilegien abzusichern. Sie sind also zu einer eigenen, fest formierten Interessengruppe, zu einem (wegen des Waffenbesitzes besonders handlungsmächtigen) *tribe among tribes* geworden.⁵³ In anderen jedoch setzen sich die

51 Sebastian Haffner, Der neue Krieg. Einleitender Essay zu: *Mao Tse-tung*, Theorie des Guerillakrieges oder Strategie der Dritten Welt, Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1966, 5–34.

52 James R. Scarritt/Susan McMillan, Protest and Rebellion in Africa. Explaining Conflicts Between Ethnic Minorities and the State in the 1960s, Comparative Political Studies 28 (1995), 340.

53 Dieser Ausdruck wird von manchen Autoren auch zur Charakterisierung von regulären Streitkräften in den westlichen Demokratien benutzt: Bernard Boëne, The Military

ethnischen Spannungen auch in den Offizierkorps der Streitkräfte durch. Wenn dann Wahlen oder Verfassungsänderungen die bisherige Balance zwischen zivilen und militärischen Autoritäten der verschiedenen Ethnien zu stören drohen, wächst die Gefahr einer Machtübernahme mittels Staatsstreich.⁵⁴

4.4. Unkonventionelle Kriegsführung und fragile Staaten

Damit haben wir einen historischen Entwicklungsstrang erfasst, der den Trend zur Staatsabschwächung und die Ausbildung von *fragilen Staaten* befördert hat. Dass er nicht der einzige Faktor ist, der dies bewirkt hat, sei hier nur erwähnt, aber nicht weiter ausgeführt. Fragile oder sogar schon weitgehend gescheiterte Staaten (*failed states*) haben es oft mit vor sich hin schwelenden internen, manchmal auch grenzüberschreitenden Langzeitkonflikten zu tun. Bei den Akteuren dieser Konflikte „lassen sich verschiedene Erscheinungsformen differenzieren: klassische Guerilla- und Rebellenbewegungen, Stammes- oder Clanführer, religiöse Führer, Kriegsherren (warlords), Milizen, Paramilitärs, Marodeure, Söldner und Kriminelle (z. B. Schmuggler, Drogenbarone, Banden, mafia-ähnliche Kartelle), private Sicherheits- und Militärfirmen.“⁵⁵

In den Jahrzehnten nach 1990 hat sich so ein unübersichtliches Muster für die gewaltsame Austragung von Konflikten staatlicher und nichtstaatlicher Akteure durchgesetzt. Weil dieses Muster, verglichen mit dem vorherrschenden Kriegsbild des Ost-West-Konfliktes, ungewohnt war, wurden diese Konflikte zunächst einmal unter dem, zugegeben: nicht besonders aussagekräftigen Begriff der *Neuen Kriege* eingeordnet. Eingeführt wurde er vor allem von *Mary Kaldor* sowie *Herfried Münkler*⁵⁶. Ihre Texte dazu wurden weit rezipiert und dienen auch den Kritikern dieses Begriffs als willkommener Ausgangspunkt.⁵⁷ Für *Kaldor* sind diese Kriege durch das Verschwimmen der Grenzen zwischen herkömmlichem Krieg zwischen Staaten, organisiertem Verbrechen und massiven Menschenrechtsverletzungen gekennzeichnet. *Münkler* betont das Verblassen der Trennlinie zwischen Staaten- und Bürgerkrieg, die Erosion der Trennlinie zwischen Militär- und Polizeiaktionen sowie die Aufhebung der Unterscheidung zwischen Kombattanten und Zivilbevölkerung.

Auch wenn man darüber streiten kann, ob der Gewaltpegel in der Welt eher zu- oder abgenommen hat, auf jeden Fall ist unübersehbar, dass es in den letzten Jah-

as a Tribe Among Tribes. Post-modern Militaries and Civil-Military Relations – An Update, in: Giuseppe Caforio/Marina Nuciari (Hrsg.), *Handbook of the Sociology of the Military*, 2nd Edition, Basel: Springer International Publ. 2018, 179–202.

54 So die empirisch fundierte These von *Harkness* (FN 45), 599.

55 *Ulrich Schneckener*, States at Risk. Zur Analyse fragiler Staatlichkeit, in: ders. (FN 41), 14.

56 *Mary Kaldor*, Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000; *Herfried Münkler*, Die neuen Kriege, Reinbek: Rowohlt 2002.

57 Auf diese Auseinandersetzung wird an dieser Stelle nicht eingegangen, siehe dazu von *Bredow* (FN 10) 51–57.

ren zahlreiche Gewaltkonflikte und Kriege gab. Alle Beobachter stimmen auch darin überein, dass es sich dabei vermehrt um innerstaatliche Kriege handelt, wohingegen die „klassischen“ zwischenstaatlichen Kriege erheblich seltener geworden, wenn auch nicht gänzlich von der Bildfläche verschwunden sind.

Die Kennzeichnung solcher nicht-klassischer Kriege als innerstaatlich trifft allerdings den Sachverhalt nicht genau genug. Denn viele dieser gewaltsamen Konflikte spielen sich zwar innerhalb der Grenzen eines Staates ab, aber nicht immer kann man überhaupt noch von einem funktionierenden Staatsgebilde innerhalb solcher Grenzen sprechen. Außerdem spielen fast immer auch außenstehende Mächte direkt oder indirekt dabei eine Rolle. Staaten brechen auseinander wie das ehemalige Jugoslawien, und es entstehen auf ihrem Territorium mehrere Nachfolgestaaten. Oder sie implodieren und hinterlassen eine Art staatsfreie Zone wie in Libyen oder Somalia. Dort gibt es zwar verschiedene Regionalregierungen mit politischen Ambitionen, aber ohne die nötige Durchsetzungskraft. Die Kriseninterventionen internationaler Koalitionen kann solchen Staatsverfall nicht wirklich aufhalten. Nichtstaatliche Akteure mit militanter anti-westlicher Ideologie und religiös-revolutionären Fernzielen kämpfen mit den Mitteln des Terrors auf lokaler und regionaler, aber auch auf globaler Ebene, wie die Beispiele *al-Qaida* und anderer islamistischer Bewegungen zeigt.

Viele Regierungen in den Konfliktzonen Naher Osten, Afrika und Zentralasien reagieren auf solche Bedrohungen mit drakonischen Maßnahmen. Ihre Machthaber unterdrücken in ihrem Herrschaftsbereich alle Ansätze zu Entwicklung von Demokratie und zivilgesellschaftlichen Strukturen und greifen dabei ihrerseits auf Mittel des Terrors und auf Folter zurück.

Alle diese Vorgänge spielen sich in einer zunehmend (wenn auch nicht überall auf gleiche Weise) globalisierten Welt ab. Die internationalen Medien und insbesondere das Internet bilden diese Welt nur auf sehr verzerrte Weise ab. Aber sie haben schon längst ein weltweites Rezeptions-Netz geschaffen. Auf den globalisierten Finanzmärkten werden Entscheidungen getroffen, welche die Steuerungsmöglichkeiten der Staatsregierungen einschränken, besonders der kleineren und schwächeren, aber auch der scheinbar starken und stabilen. Das hat sich nicht unbedingt für die Bevölkerungen in den Ländern ausgezahlt, die von solchen Entscheidungen betroffen werden.

Wir können an dieser Stelle die Skizze der weltpolitischen Konfliktlagen abbrechen. Sie soll nur zeigen, dass es ein beträchtliches Gewaltpotential in der gegenwärtigen Welt gibt und vergleichsweise wenig Mittel, Methoden und mobilsierbare Erfahrungen zu seiner Eindämmung und Deeskalation.

5. Ausblick: Partisanen jenseits der Staatlichkeit

Solange der Partisan nur „leichte Truppe“ war, schreibt Schmitt, konnte man ihn sozusagen als „kriegswissenschaftliche Spezialität“⁵⁸ abbuchen. Erst der „revolu-

58 Schmitt (FN 1), 80.

tionäre Krieg“ habe ihn zu einer „Schlüsselfigur der Weltgeschichte“ gemacht. Mit dem Begriff des „revolutionären Krieges“ sind sowohl der Ost-West-Konflikt als auch die antikolonialistischen nationalen Befreiungskämpfe im 20. Jahrhundert gemeint.

Ist der Partisan, der Guerillakämpfer, Aufständische und Terrorist von heute nach wie vor eine Schlüsselfigur der Weltgeschichte? Kaum im Sinne eines Geburtshelfers „fortschrittlicher“ welthistorischer Neuerungen, eher schon als Impulsgeber für die Zersplitterung universalistischer Ordnungskonzepte. An die Stelle der etwas diffusen, sicherlich romantisch angehauchten Sympathie für den raum- und volksverbundenen Partisanen früherer Epochen sind in den westlichen Gesellschaften im Bewusstsein der eigenen infrastrukturellen Anfälligkeit Furcht und Schrecken getreten.⁵⁹

Unter dem Eindruck der Attentate vom 11. September 2011 und anderer schrecklicher Anschläge an vielen Orten der Welt seither neigen zudem viele Zeitgenossen spontan dazu, den Partisanen in der Rolle als Terrorist und als negative Schlüsselfigur der Gegenwart anzusehen.⁶⁰ Wer das tut, kann gewiss eine Menge guter Argumente für dieses Urteil anführen.

Das Kriegsbild der Gegenwart wird nicht von konventionellen zwischenstaatlichen Kriegen geprägt, sondern von unterschiedlichen Formen hybrider Kriege. In diesen Konflikten, deren gewaltsame Züge sich mischen mit subtiler Destruktivität jenseits physischer Gewaltanwendung, ist, um es auf paradoxe Weise zu formulieren, Irregularität die Regel. Zwar müssen sich die regulären Streitkräfte demokratischer Staaten (wie auch ihre Polizeikräfte) an rechtsstaatliche und kriegsvölkerrechtliche Vorgaben halten. Aber gerade im „Krieg gegen den Terrorismus“ hat sich gezeigt, wie sich die Grauzone zwischen Irregularität und Regularität ausgedehnt hat. Regeln für die unkonventionelle hybride Kriegsführung, die von allen Protagonisten akzeptiert und sogar auch eingehalten werden, kann es *per definitiōnem* nicht geben. Die zunehmende Verwundbarkeit der Funktionssysteme moderner Gesellschaften, gleichviel auf welcher Entwicklungsstufe, hat ihre Regierungen angetrieben, nach Rezepturen für mehr Sicherheit zu suchen. Das wiederum hat die Suche nach Techniken und Methoden zum Aushebeln aller getroffenen Sicherheitsvorkehrungen intensiviert. Man sieht das am deutlichsten und liest in immer kürzer werdenden Abständen darüber, wenn es um Cybersicherheit und Hackerangriffe auf Netzdaten geht. Weniger „Kosmopartisanen“, wie Schmitt seinerzeit befürchtete, vielmehr „Cyberpiraten“ werden uns in der nahen Zukunft immer wieder aufschrecken.

Die überlieferte Partisanen-Vision des 19. und 20. Jahrhunderts waren Befreiung von Fremdherrschaft und nationale Selbstbestimmung. Von ihr ist zu Beginn dieses Jahrhunderts nicht viel übrig geblieben. An ihre Stelle sind einerseits orga-

59 Aaron M. Young Sr./David H. Gray, Insurgency, Guerilla Warfare and Terrorism: Conflict and its Application for the Future, *Global Security Studies* 2 (2011), N° 4, 65–76.

60 So etwa Alfred C. Goodson, Kosmopiraten, Kosmopartisanen: Carl Schmitt’s Prophetic Partisan. in: Iablis. Jahrbuch für europäische Prozesse, 3/2004, www.iablis.de/iablis_t/2004/goodson04.htm.

nisierte Kriminalität und andererseits polit-religiöser Fanatismus⁶¹ getreten. Gegen beides sind die regulären Streitkräfte der Staaten zwar nicht völlig machtlos. Aber ohne weitgehende Reformen (Aufstellung von Spezialkräften; Erhöhung der Mobilität; vermehrter Einsatz von aus weiter Ferne steuerbarer Waffensysteme u. a. m.) bleiben sie ineffizient.

Die Partisanen der vor uns liegenden Jahre kämpfen weiterhin auf dem Boden der Irregularität. Sie werden ihre Mobilität weiter perfektionieren. Aber ihren telurischen Charakter haben sie weitgehend eingebüßt. Und das besonders intensive politische Engagement hat einem kulturellen Fundamentalismus Platz gemacht, der bestimmte Eigenschaften offener Gesellschaften und bestimmte Mechanismen der Globalisierung geschickt auszunutzen versteht. Ob die Epoche der Staatlichkeit weiter ihrem Ende entgegengesetzt, wie Schmitt vermutete, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber die Partisanen des 21. Jahrhunderts sind Partisanen jenseits der Staatlichkeit.

Literaturverzeichnis

- J. ‘Bayo Adekson, Ethnicity and army recruitment in colonial plural societies, *Ethnic and Racial Studies* 2 (1979), 151–165.
- André Beaufre, *Die Revolutionierung des Kriegsbildes. Neue Formen der Gewaltanwendung*. Stuttgart: Seewald Verlag 1973.
- Dietrich Beyrau/Michael Hochgeschwender/Dieter Langewiesche (Hrsg.), *Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn: F. Schöningh 2007.
- Bernard Boëne, *The Military as a Tribe among Tribes. Post-modern Militaries and Civil-Military Relations – An Update*, in: Giuseppe Caforio/Marina Nuciari (Hrsg.), *Handbook of the Sociology of the Military*, 2nd Edition, Basel: Springer International Publ. 2018, 179–202.
- N. E. Bou-Nackli, *Les Troupes Spéciales. Religious and Ethnic Recruitment 1916–1946*, *International Journal of Middle East Studies* 25 (1993), 645–660.
- Sebastian Buciak (Hrsg.), *Asymmetrische Konflikte im Spiegel der Zeit*, Berlin: Verlag Dr. Köster 2008.
- Hedley Bull, *The Anarchical Society. A Study of Order in World Politics*. London: Macmillan 1977.
- Carl v. Clausewitz, *Vom Kriege*, hrsg. v. Werner Hahlweg, 18. Aufl. Bonn: F. Dümmler Verlag 1973.
- James Connolly, *Revolutionary Warfare*. Introduction by Michael O’Riordan. Dublin und Belfast: New Books Publications 1968.
- Brian Crozier, *Die Rebellen. Anatomie des Aufstands*, München: Paul List Verlag 1961.
- Karl W. Deutsch, *Nationenbildung – Nationalstaat – Integration*. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag 1972.
- Dieter Farwick, *Kleinkriege, die unterschätzte Kriegsform. Warum die Zukunft von Kriegen den Guerillas, Partisanen und Hackern gehört*, Bad Schussenried: Gerhard Hess Verlag 2016.

61 Craig Whiteside, *New Masters of Revolutionary Warfare. The Islamic State Movement (2002–2016)*, *Perspectives on Terrorism* 10 (2016), 4–18.

- Klemens H. Fischer, Kriegsvölkerrechtliche Aspekte der Kennzeichnung von Kriegsteilnehmern, in: Erwin A. Schmidt (Hrsg.), *Freund oder Feind? Kombattanten, Nichtkombattanten und Zivilisten in Krieg und Bürgerkrieg seit dem 18. Jahrhundert*, Frankfurt/M.: Peter Lang 1995, 169–180.
- Vo Nguyen Giap, *Volkskrieg, Volksarmee*. München: Trikont Verlag 1968.
- Alfred C. Goodson, *Kosmopiraten, Kosmopartisanen: Carl Schmitt's Prophetic Partisan*. In: Iablis. Jahrbuch für europäische Prozesse 3-2004. www.iablis.de/iablis_t/2004/goods_on04.htm.
- Ted Robert Gurr, *Why Minorities Rebel. A Global Analysis of Communal Mobilization and Conflict since 1945*, International Political Science Review 14 (1993), 161–201.
- Werner Hahlweg, *Guerrilla. Krieg ohne Fronten*. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 1968.
- Kristen A. Harkness, *The Ethnic Army and the State. Explaining Coup Traps and the Difficulties of Democratisation in Africa*, Journal of Conflict Resolution 60 (2016), 587–616.
- Beatrice Heuser, *Rebellen-Partisanen-Guerilleros. Asymmetrische Kriege von der Antike bis heute*, Paderborn: F. Schöningh 2013.
- Beatrice Heuser (Hrsg.), *Small Wars and Insurgencies in Theory and Practice, 1500–1850*, London: Routledge 2016.
- Jochen Hippler, *Krieg im 21. Jahrhundert. Militärische Gewalt, Aufstandsbekämpfung und humanitäre Intervention*, Wien: Promedia 2019.
- Frank G. Hoffman, *Conflict in the 21st Century: The Rise of Hybrid Wars*. Arlington, VA: The Potomac Institute for Policy Studies 2007.
- Mary Kaldor, *Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeichen der Globalisierung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 2000.
- John Keegan, *Die Kultur des Krieges*, Berlin: Rowohlt-Berlin Verlag 1995.
- David Kilcullen, *The Evolution of Unconventional Warfare*, Scandinavian Journal of Military Studies 2(2019), 61–71.
- Alain Labrousse, *Les Tupamaros. La Guérilla urbaine en Uruguay*. Paris: Edition du Seuil 1971.
- Robert F. Lamberg, *Die castristische Guerilla in Lateinamerika. Theorie und Praxis eines revolutionären Modells*. Hannover: Verlag für Literatur und Zeitgeschehen 1971.
- Joe Lunn, *Les Races Guerrières. Racial Preconceptions in the French Military about West African Soldiers during zje First World War*, Journal of Contemporary History 34 (1999), 517–536.
- Carlos Marighella, *Minimanual of the Urban Guerrilla*. 1969. <https://www.marxists.org/archive/marighella-carlos/1969/06/minimanual-urban-guerrilla/>.
- Mao Tse-tung, *Theorie des Guerillakrieges oder Strategie der Dritten Welt*. Einleitender Essay von Sebastian Haffner. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1966.
- Herfried Münkler, *Die neuen Kriege*. Reinbek: Rowohlt Verlag 2002.
- Herfried Münkler, *Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2002.
- Herfried Münkler (Hrsg.), *Der Partisan. Theorie, Strategie, Gestalt*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1990.
- F. S. C. Northrop, *The Taming of the Nations. A Study of the Cultural Bases if International Policy*. New York: Macmillan 1953.
- Martin Rink, *The German wars of liberation 1807–1815. The restrained insurgency*, in: Beatrice Heuser (Hrsg.), *Small Wars and Insurgencies in Theory and Practice, 1500–1850*, London: Routledge 2017, 92–106.
- Gerd Roellecke, *Kriegsrecht, Kriegskunst und Kriegsbegriff. Zum Problem der asymmetrischen Kriege*. Der Staat 50 (2011), S. 567–580.

- James N. Rosenau, Turbulence in World Politics. A Theory of Change and Continuity. Princeton, N. J.: Princeton University Press 1990.
- Kaushik Roy, Race and Recruitment in the Indian Army 1880–1918, *Modern Asian Studies* 47 (2013), 1310–1347.
- James R. Scarritt/Susan McMillan, Protest and Rebellion in Africa. Explaining Conflicts Between Ethnic Minorities and the State in the 1960s, *Comparative Political Studies* 28 (1995), 323–349.
- Peer Schmidt, Der Guerrillero. Die Entstehung des Partisanen in der Sattelzeit der Moderne – eine atlantische Perspektive 1776–1848, *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003), 161–190.
- Carl Schmitt, Der Begriff des Politischen. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien. Berlin: Duncker & Humblot 1963.
- Carl Schmitt, Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen. Berlin: Duncker & Humblot 1963.
- Carl Schmitt, Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum. Berlin: Duncker & Humblot 1988³.
- Ulrich Schneckener, States at Risk. Zur Analyse fragiler Staatlichkeit, in: ders. (Hrsg.), *Fragile Staatlichkeit. „States at Risk“ zwischen Stabilität und Scheitern*, Baden-Baden: Nomos 2006, 9–40.
- Natalia Springer, Die Deaktivierung des Krieges. Zur Demobilisierung von Gesellschaften nach Bürgerkriegen, Baden-Baden: Nomos 2008.
- Peter Schröder, Die Hegung des Krieges und der Feind *hors la loi*. Piraten, Partisanen und Terroristen, in: Rüdiger Voigt (Hrsg.), *Freund-Feind-Denken. Carl Schmitts Kategorie des Politischen*, Baden-Baden: Nomos 2021², 229–249.
- Rolf Schroers, Der Partisan. Ein Beitrag zur politischen Anthropologie. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1961.
- Josef Schröfl/Thomas Pankratz (Hrsg.), Asymmetrische Kriegsführung – ein neues Phänomen der Internationalen Politik?, Baden-Baden: Nomos Verlag 2004.
- Oliver Tamminga, Hybride Kriegsführung. Zur Einordnung einer aktuellen Erscheinungsform des Krieges, SWP-Aktuell 27/2015.
- Benno Teschke, Carl Schmitt's Concepts of War. A categorical Failure, in: Jens Meierheinrich/Oliver Simons (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Carl Schmitt*, Oxford: Oxford University Press 2016, 367–400.
- Rod Thornton, Asymmetric Warfare. Threat and Response in the 21st Century. Cambridge: Polity Press 2007.
- David Tucker (2006): Confronting the Unconventional: Innovation and Transformation in Military Affairs. www.au.af.mil/au/awc/axcgate/ssi/innovation_tucker.pdf.
- The U.S. Army + Marine Corps Counterinsurgency Field Manual (2007). Chicago: The University of Chicago Press.
- Martin van Creveld, Aufstieg und Untergang des Staates, Stuttgart: Gerling Akademie Verlag 1999.
- Martin van Creveld, Die Zukunft des Krieges. Stuttgart: Gerling Akademie Verlag 1998.
- Wilfried von Bredow, Sicherheit, Sicherheitspolitik und Militär. Deutschland seit der Vereinigung. Wiesbaden: Springer VS 2015.
- Wilfried von Bredow, Melancholische Romantik und Organisierte Kriminalität. Carl Schmitts Theorie des Partisanen im 21. Jahrhundert, in: Roberto Bueno (Hrsg.), *Carl Schmitt, São Paulo: Editora Max Limonad 2021*, 799–840.
- Wilfried von Bredow, Ein Konstrukt, aber kein Akteur: Die internationale Gemeinschaft zwischen Heterogenität und Verrechtlichung. In: Lappenküper, Ulrich/Reiner Marcowitz,

- (Hrsg.): Macht und Recht. Völkerrecht in den internationalen Beziehungen. Paderborn: F. Schöningh Verlag 2010, 295–313.
- Wilfried von Bredow, New, Non-Traditional Roles for the Military, in: Leena Pamar (Hrsg.), Armed Forces and the International Diversities, Jaipur: Pointer Publ. 2002, 147–161.
- Jens Warburg, Das Militär und seine Subjekte. Zur Soziologie des Krieges, Bielefeld: Transcript 2008.
- Felix Wassermann, Asymmetrische Kriege. Eine politiktheoretische Untersuchung zur Kriegsführung im 21. Jahrhundert, Frankfurt/M.: Campus 2015.
- Craig Whiteside, New Masters of Revolutionary Earfare. The Islamic State Movement 2002–2016, Perspectives on Terrorism 10 (2016) 4–18.
- Aaron M. Young Sr./David H. Gray, Insurgency, Guerilla Warfare and Terrorism. Conflict and its Application for the Future, Global Security Studies 2 (2011), 65–76.